Nummer 105 Sonnabend, 5. Mai 1923

Berliner Familien-Zeitung

DER WECKRUF

Ein Roman aus dem Frühjahr 1848 von Heinrich Carl Ballmann

[29. Fortsetzung.] [Nachdruck verboten.]

Kommerzienrat Strefow schritt polternd auf und nieder.

Josephine erhob sich: „Dann kann ich also wieder gehen", sagte sie ernst. Der Vater mäßigte seinen Zorn und blieb vor ihr stehen:

„Nein, nein, so war es nicht gemeint", erwiderte er heiser, „aber wir müssen uns doch verständigen, mein Kind. Ich hoffe, du wirst einsehen, daß ich nicht so ganz unrecht habe . . . Ich weiß ja auch, daß du nicht allein, nicht von selbst auf diesen verkehrten Weg geraten bist . . ."

Sie sah ihn unsicher an.

„Du bist irregeleitet, verführt worden," suchte er zu beschwichtigen, „an allem Unglück trägt allein dieser verbummelte Theologe die Schuld."

Josephine wich erschrocken zurück. Diese Worte trafen sie wie ein Keulenschlag. Sie war im Augenblick nicht fähig, ein Wort zu erwidern.

„Wenn es mir doch nur gelingen wollte, dich dem unheilvollen Einfluß dieses Menschen zu entziehen," sprach er weiter, „dir die Augen darüber zu öffnen, welch ein Verhängnis dieser Rudolf Spindler für dich ist. Er führt dich ins Verderben! Josephine, Mädchen, Kind, sieh doch ein, wohin dein Weg geht. Noch ist es Zeit, ihn zu verlassen. Sei entschlossen und trenne dich endlich von diesem Manne! Betrachte diese Sache als eine Episode, mache einen Strich unter die Vergangenheit und kehre um, in dein Vaterhaus zurück."

Er stand mit besorgter, flehender Miene vor ihr und bot ihr die Hand.

Josephine zitterte. Eine jähe Blässe bedeckte ihr Antlitz. Jetzt durfte sie nicht mehr schweigen, sie mußte dem Vater alles bekennen. Ihre ganze Kraft zusammennehmend, erklärte sie:

„Das muß ich zurückweisen, Vater . . . Rudolf ist mein Verlobter . . . Keine Macht der Erde kann uns trennen . . . Ich bin sein Weib . . ."

Nun war es heraus.

Der Kommerzienrat verstand sie zuerst nicht. Dann dämmerte eine Ahnung in ihm auf.

„Wie? Steht es so?" fragte er heiser.

Josephine senkte das erglühende Haupt.

„Antworte mir!" rief der in seiner Familienehre getroffene Mann, „antworte mir, Elende, bist du diesem Menschen verfallen? Ganz und gar?"

„Wir werden bald heiraten", brachte die Tochter mühsam und verwirrt hervor.

Der Vater brach in eine jähe Lache aus:

„Also so weit ist es mir dir gekommen! Das ist ja . . . Aber natürlich, dahin mußte es ja kommen! Wunderbar! Herrlich! Das muß ich sagen, du machst deinem Vater Ehre!"

„Wenn du mich beschimpfst —", schluchzte Josephine.

„Oho! Ich soll dich wohl noch loben!", stöhnte er, „soll mich über die Schande freuen, wie? Bist du deshalb zu mir gekommen, um mir diese angenehmen Mitteilungen zu machen?"

Sie faßte sich und kämpfte ihre Tränen zurück. Stockend sagte sie:

„Ich wußte, daß ich bei dir kein Verständnis finden würde. Aber nun verlange ich mein Recht . . ."

„Was verlangst du? Dein Recht? Gut, das sollst du haben!" —

„Hinaus!" Mit erhobener Hand wies er ihr die Tür.

„Ich verlange mein Recht," rief Josephine, an allen Gliedern bebend, „mein mütterliches Erbteil, das du mir vorenthältst . . ."

„Das ich dir mit Recht vorenthalte, du Dirne," donnerte er, „nochmals: Hinaus! Hinaus!"

Josephine wandte sich zur Tür:

„Ich gehe!" rief sie unter Tränen „und mein Recht werde ich zu finden wissen!"

Als sie den Raum verlassen, der Vater die Tür hinter ihr mit lautem Krach zugeschlagen hatte, brach sie zusammen. Fräulein Teichmann, die „zufällig" in der Nähe weilte, fing sie in ihren Armen auf. Aber bald kam sie wieder zu sich. Sie verließ die Villa rasch, ohne ein Wort zu sprechen.

XXII.

Die Reaktion erhob ihr Haupt. Zeigte sich immer deutlicher, hüllenloser, entschleierte in einzelnen Momenten ungescheut ihr Antlitz.

Der Geist der Schwere, der Trägheit, des Beharrens gewann von neuem Macht über die Gemüter. Eine Stimmung der Skepsis, der Müdigkeit machte sich selbst in manchen guten Köpfen geltend, während die Oberflächlichen, von der „süßen Gewohnheit des Daseins" völlig gefangen, der Politik überhaupt entsagten.

Auf der ganzen Linie war dieser Umschwung zu erkennen. Die völlig verfehlte Wahl des Erzherzog-Reichsverwesers, die endlosen Beratungen über die Grundrechte des deutschen Volkes in der Paulskirche, die sich zu allgemeinem Ueberdruß drei Monate hinschleppten und doch ergebnislos blieben, die Mißgriffe und Verfehltheiten der sogenannten Reichsregierung wirkten überall ernüchternd und lähmend. Und inzwischen hatte man die köstlichste Zeit versäumt, in der eine Reichsverfassung, die Aufgabe der Stunde, die einzige dringendste Angelegenheit von Bedeutung, hätte zustande gebracht werden können.

Von Frankreich, das die stärksten Impulse für die Freiheitsbewegung gegeben, wehte eine trübe kalte Atmosphäre herüber, nach der kürzlichen Niederwerfung der Proletariermassen in der großen dreitägigen Pariser Straßenschlacht steuerte das französische Staatsschiff wieder im alten reaktionären Kurse. Im Prag war der gewaltige slawische Aufstand mit Waffengewalt blutig niedergeschlagen und in Baden der Heckerputsch bald gedämpft worden. Ueberall hatte militärische Macht die flammende Empörung der Volksmassen überwunden.

Das bedeutete für die deutschen Rückschrittler einen Ansporn zur Tat, eine große Stärkung ihrer Bestrebungen. Der Sondergeist lehnte sich immer offener auf gegen die Einheit.

Mit verschränkten Armen sah das deutsche Parlament in Frankfurt, das Deutschlands Einheit und Freiheit zu schaffen berufen war, dem allen zu. Man beriet unentwegt vierhundertfünfzig verschiedene Fassungen der Grundrechte! Der Nimbus der parlamentarischen Allmacht zerfloß immer mehr in Nebel und Dunst.

Gegen diesen schleichenden Tod der deutschen Freiheit lehnten sich alle guten Demokraten mit Erbitterung auf. Ein großer Demokratenkongreß in Frankfurt organisierte die Geister zu einem starken Bund unter einheitlicher Oberleitung, Hanau, Offenbach, Rheinhessen und die Pfalz waren von revolutionärer Stimmung erfüllt. Der Thüringer Demokratenbund faßte einen Beschluß, die verräterische Nationalversammlung aufzulösen, den Reichsverweser abzusetzen, die Republik auszurufen, in Sachsen wurde gemeutert, und an der Schweizer Grenze bereitete Struve einen großen Schlag mit einem neuen Einbruch in Baden vor. In Preußen aber übernahm der General Wrangel immer mehr die Führung, zog starke Truppenmassen in der Nähe Berlins zusammen und hielt schließlich in Berlin eine große Parade ab, deren glänzender Erfolg für die Stimmung in der preußischen Hauptstadt bezeichnend war. Er betonte in einer Ansprache, daß er die Truppen zum Schutze der lieben Berliner, zum Schutze der wahren Freiheit, die der König gegeben, zur Aufrechterhaltung des Gesetzes herführe. „Wie traurig finde ich Berlin wieder," rief der General, „in den Straßen wächst Gras, die Häuser sind verödet, die Läden voll Ware ohne Käufer, der fleißige Bürger ohne Arbeit, ohne Verdienst, der Handwerker verarmt. Das muß anders werden; ich bringe euch das Gute mit der Ordnung, die Anarchie muß aufhören. Ich versprache es euch, und ein Wrangel hat noch nie sein Wort gebrochen!"

Mit dieser Ansprache hatte der General einen großen Erfolg. —

So wurde die Stimmung für alle wahren Freiheitskämpfer und Volksfreunde immer unerträglicher, eine große Unruhe bemächtigte sich der Geister. In den besten edelsten Herzen forderten die kraftvolle Tat. In den Köpfen zuckte und wetterleuchtete es, überall flammte es auf von Anzeichen eines nahenden Gewitters und Sturmes.

In dieser Atmosphäre lebten jetzt Rudolf und Josephine dahin. Sie lebten in Unruhe und Sorge, von Tag zu Tag auf einen Wechsel der Verhältnisse hoffend, immerlich auf diesen Umschwung längst vorbereitet. Doch die Zeit verging, und das sehnsüchtig Erwartete trat nicht ein. Es blieb bei dem fernen Wetterleuchten und Donnergrollen, die große Entladung ereignete sich nicht, das Wetter schien vorüberzuziehen.

(Fortsetzung folgt.)

Theaterspiel aus dem Volk

Ueber eine Volksbewegung / Von Fritz Zielesch

Der Drang des Volkes nach einem Spiel, in dem sich die Darsteller und ihre Welten als reiner und besser offenbaren denn ihre unvollkommenen, brutalen, irdischen Urbilder auf der Bühne des Lebens, dieser Drang ist uralt. An seiner Glut ist die Frucht aller theatralischen Künste der letzten Menschheitsepoche gereift, in der das Spiel schließlich zum künstlerischen Beruf wurde. Nebenher aber blieb die Sehnsucht des Individuums aus dem Volke, sich selbst für eine Stunde in das vollkommene Gewand dichterischer Gestalten zu hüllen, den leidvollen und freudvollen menschlichen Eigenschaften verklärten Ausdruck zu geben und — sei es in göttlicher oder satanischer Rolle — an der Gestaltung des Seins, am Sieg des Idealismus aus Eigenem zu werken. Die mit dem Wirtschaftssystem unserer Zeit und mit der zunehmenden Spiritualisierung der Künste fortschreitende Reservierung von Bühne, Dichtung und Darstellung für die Inhaber des Bildungsmonopols, sicherlich auch der Ortschaften mag ein übriges getan haben, um die Bildung von Liebhabertheatern so stark zu begünstigen, daß die Spitzenorganisation „Zentrale deutscher Volksspielkunstverbände" heute nicht weniger als 1600 Theatervereine zu ihren Mitgliedern zählt, nicht gerechnet die gesondert marschierenden nach rechts und links schärfer politisch eingestellten Vereine.

Die Liebhaberbühne erfüllt zugleich zwei Bedürfnisse: jenes des Spieltriebes und jenes des Schautriebes im weitesten Sinne. Daß sie trotz der Geringwertigkeit ihrer Produkte immer neue aktive und passive Freunde findet, ist die Ursache der unversöhnlichen Feindschaft, mit der ihr die Berufsverbände der Schauspieler und der Bühnendirektoren gegenüberstehen. Der von dieser Seite gern benutzten Devise von der Notwendigkeit, das Volk von dem Kitsch der Liebhabertheater in die Kunst der Berufstheater hinüberretten zu müssen, darf man skeptisch antworten: wo ist euer Kampf gegen den Schund in Operette und Kino? Und nicht zuletzt die Prominenten werden beim Wort „Kino" geschämig schweigen müssen, denn sie sind es, die ihre großen Gaben hier nur zu gern für ein paar Silberlinge verraten. Ehrlich ist diese Feindschaft nur auf dem Gebiet des „Kampfes ums Dasein". Man fürchtet die Konkurrenz.

Nun, wenn diese Konkurrenz so stark sein kann (wovon in kleinen theaterlosen Städten kaum die Rede sein wird), muß wohl irgend etwas besonders Anziehendes an ihr sein, oder aber, dem Gegner müssen einige Reize fehlen. Die oftmals herausfordernd gehässige Kampfesweise der Berufsorganisationen läßt jedenfalls im Vergleich zu dem Geist der in der Theatervereinsbewegung führenden Köpfe erkennen, daß der nicht Berufs- und Geschäftsegoismus verhüllende Idealismus weit eher bei den so dilettantischen und wirklich vom Ziel noch weit entfernten Liebhabern zu finden ist.

Auf der einen Seite bilden, was die Berufsleute anerkennen sollten, die Theatervereine zugleich Besucherorganisationen, die dem Geschäftstheater und seinen Schauspielern durchaus zugute kommen. Auf der anderen Seite leisten sich die Liebhaberbühnen weit über den mildernden Umstand hinaus, daß die Werke dieser Dichter eben Monopol der öffentlichen Theater sind, zahllose Sünden gegen Geschmack und Kultur. Sie verzeichnen Aufführungen der „Versunkenen Glocke" und des „Götz" schon als besondere Taten, und die führenden Männer geben — allerdings mit schmerzlichstem Bedauern — zu, daß der Spielplan ihrer 1600 Vereine größtenteils von der Lokalposse, der Operette und dem Volksstück, sagen wir also vom Kitsch beherrscht wird.

Soll man die 1600 deshalb nun abschlachten? Das Unternehmen wäre sehr töricht, weil es auf eine unzeitgemäße Schulmeisterei hinausliefe, die zudem durchaus keinen Erfolg versprechen kann. Wer will denn diesen Zehntausenden von Menschen verbieten, einer Neigung nachzugehen, deren gesunder Kern ja durch die Entwicklung des Theaterwesens eindeutig bewiesen ist?

Nein, dem Kitsch ist nur entgegenzuarbeiten, indem man den Beteiligten die Sinne für das Wesen von echter und unechter Kunst öffnet. Das Beispiel der öffentlichen Bühnen hat diesen Prozeß in einem halben Jahrhundert (so lange bestehen viele der Theatervereine) nicht bewirken können. Vielleicht wird das ernsthafte Wollen einer neuen Generation mehr vermögen. Die jungen Kräfte, die sich jetzt hier und da in den Dienst der Theatervereinsbewegung gestellt haben, sind mit neuen Ideen, darunter der einer Arbeitsschule, am Werk.

Sie sollten nur noch restlos erkennen, daß es nicht die Aufgabe der Liebhaberbühne sein kann, den Leistungen des nächsten Stadttheaters nachzueifern, ein Beginnen, dessen Zwecklosigkeit ohnehin mit wenig Kritik festzustellen ist. Ist auch ein Kainz aus einem Theaterverein hervorgegangen, so sollte dies dennoch kein Beispiel sein. Das Liebhabertheater sollte sich vielmehr ganz von den Grundlagen und Zielen des öffentlichen Theaters abkehren. Nicht Kurse, Lehrgänge und Prüfungen für schauspielerischen Nachwuchs! Das sei Sache der andern! Hier herrsche die Idee einer reinen Volkskunst, eines neuen Stils der Massendarstellung! Neben der künstlerischen Individualisierung der öffentlichen Bühne kann — und damit fällt die Befürchtung der Konkurrenz — die Liebhaberbühne als Bereiterin neuer Volksspiele bestehen. Vermählt sich ihr künstlerischer Impuls hierbei mit dem Ausdrucksmittel des Tanzes, so läßt sich noch nicht einmal ablehen, ob sie nicht überhaupt der theatralischen Kunst unserer Tage, an der zurzeit mehr herumintellektualisiert als schöpferisch gestaltet wird, neue Wege weisen wird, Wege, die von der Keimzelle der Theaterkunst aus in andere Richtungen führen. Zu fordern wäre es natürlich auch, daß sich diese Kunst ihre Werke selbst schafft.

Die Existenz einer Berufsart kann hierbei nicht mitsprechen. An Zukunftsmöglichkeiten fehlt es dem „Volkstheater aus sich" keineswegs, und wer die Zukunft für sich hat, muß leben. Wenn darüber andere Theaterformen wirklich zugrunde gehen sollten, dann wird darin ein Imperativ der Entwicklung zu sehen sein. Aber bis dahin werden ja zweifellos noch mehrere Generationen von Berufsschauspielern die Sorge um Brot und Stellung hinter sich im Irdischen gelassen haben.

Fassen wir zusammen: das Volk will seine seelischen Inhalte gestalten, das öffentliche Theater verteidigt — notabene auch neben viel Kitsch! — Früchte einer reifen Kunst, Kasse der Direktoren und Existenz der Berufsschauspieler. Säkular betrachtet, ist das Volk inmitten seines greulichen Kitsches im größeren Recht. Man unterstütze nur diejenigen, die es mit ihm gut meinen, und gebe ihm die rechten Führer dahin, wo etwa Lücken sein sollten. Dann wird sich seine Kraft, von dessen Gaben ja auch die anderen sind, schon beweisen.

Das Märchen

Von Hektor Filling

Wenn kein Prinz darin vorkam, so war das früher kein richtiges Märchen. Es war, als ob sämtliche Tanten im deutschen Märchenwald in monarchistischem Solde standen. Aber schließlich wußten sie es auch nicht anders. So ein Prinz ist immer ein strahlendes Geschöpf — in den Märchen: außerdem reich, hilfreich, edel und gut.

Natürlich kann auch jeder Prinz küssen, daß es nur so raucht. Viel gründlicher und entzückender als andere Menschen, obwohl ihnen das kein Hofmeister beibringt.

Und vor allem, wie erwähnt, strahlen sie. Sie lieben nur ganz arme, schlichte Bauernmädchen, die nicht lesen und schreiben können. Sie selbst können auch beides nur gerade so notdürftig. Darin liegt vielleicht der Schlüssel zu der Hinneigung zu den bescheidenen Mädchen. Die Großmutter zerbricht sich nicht den Kopf darüber.

Jeden dämmernden Abend, erzählt sie, mußte das schlichte Bauernmädchen durch den duftenden Wald fürbaß wandern. Von ferne klang das Glöcklein der Kapelle. Das war die Stunde, wo der strahlende Prinz geritten kam. Und selbstredend hob er die schlichte Magd zu sich in den Sattel und küßte sie, wie nur Prinzen küssen können.

Den Höhepunkt erreichte das Märchen, das ja eben ein Märchen war, dadurch, daß der strahlende Prinz anschließend die schlichte Bauernmagd zur Prinzessin und nachmaligen Königin machte.

Den Namen eines so edlen Prinzen möchte man erfahren. Und deshalb ist die Frage des kleinen Emil begreiflich, als er in seine Märchentante drang, ihm doch den Namen des strahlenden Prinzen zu verraten. Aber der war der Großmutter entfallen. Namen sind Schall und Rauch. Aber die Küsse des strahlenden Prinzen waren echt.

Der kleine Emil wandte sich an Onkel Peppi, „Onkel Peppi, wie heißt der strahlende Prinz?"

„Welcher Prinz?"

„Du mußt doch wissen —"

„Natürlich weiß ich!"

„Jeden Abend, sagt Großmama, ging das unschuldige Mädchen in den Wald, und dann kam sie ihr der strahlende Prinz und küßte sie."

„Richtig!" nickte Onkel Peppi. „Jetzt besinne ich mich."

„Dann mußt du doch auch noch wissen, wer der Prinz war, Onkel Peppi."

Onkel Peppi wiegt den Kopf und betrachtet sinnend die Asche seiner Zigarre. „Hm, der Prinz . . . der Prinz? Und jeden Abend hat das Mädchen in seiner Unschuld im Wald auf ihn gewartet?"

„Ja, genau so ist es gewesen."

„Hm . . . ja, weißt du, Emilchen . . . Mit dem Namen ist das so 'ne Sache. Meistens haben solche Prinzen im Walde gar keinen Namen. Und im übrigen — weißt du — ist es im Zweifelsfalle jeden Abend ein anderer Prinz gewesen."

Fridericus im Zirkus

Auch das noch!

Einmal mußte auch das kommen. Es gehört zu den Symbolen der Zeit. Tote sind von geduldiger Güte, sie wehren sich nicht, wenn sie geschäftsmäßig aus der Gruft bemüht werden. Der einsame Philosoph von Sanssouci wurde über die Leinwand gehetzt und ist jetzt glücklich bei den Zirkusspferden gelandet. Galoppentpo des „Patriotismus" unter deutschnationalem Jungenschnalzen. Sarrasani in Dresden hat das Liebeswerk unternommen, den großen Preußenkönig zum Ergötzen der „Stillen im Lande" in der Manege zu reproduzieren. Vorher hatte er in „Robert und Bertram" gemacht, aber eine Pleite damit erlebt. Nun kommt Fridericus, die große Mode, ihm als kassenfüllendes Zugstück wie gerufen. Arpard Berk mimt den Mann. Besonderen Belang will das dritte Bild dem Publikum und einem ehemals hohen Adel abnötigen: Fridericus im Feldlager bei einem seiner lieben Grenadiere, der einen stürmischen Brief an seine Luwise schreibt und diesen dem König vorlesen muß. Hier soll der teutsche Jüngling innewerden, wie strenge und wiederum wie herzensgut seine Fürsten und Könige zum gemeinen Mann gewesen sind. Das römische Volk der Kaiserzeit war zufrieden, wenn man ihm „Panem et circenses" — Brot und Zirkusspiele — gab, alle andere Not der Zeit war ihnen farcimentum, auf Deutsch: Wurscht. Sarrasani hat die Seele seines Publikums richtig eingeschätzt. Es wird genau so viel preußische Militärmarschmusik gemacht wie bei Fridericus auf der Flimmerleinwand, nur noch lauter und enthaltender. Augen- und Ohrenschmaus dauern allabendlich von ½8 bis 1¼ Uhr. Dann erhält Friedrich Urlaub, damit er gerade noch rechtzeitig zur Geisterstunde in Potsdam einpassieren kann. Ein Ruhepäuschen wollen auch die Toten haben. Dafür morgen nicht zu spät!

v. h.

Verantwortliche Redakteure: für Politik, Feuilleton und die Beilagen: Karl Weiter-Berlin-Neukölln; für Groß-Berlin und den übrigen Teil des Blattes: Heinrich Hergesheimer-Berlin; für den Inseratenteil: Paul Grätz-Berlin-Lichterfelde. Für unverlangt eingesandte Manuskripte übern. die Redaktion keine Verantwortung.

Druck und Verlag: Rudolf Mosse, Berlin.